

RIKE
SPRINGER

GEISTREICH
UNND WANDEL

ROMAN

MIRABILIS



Unser herzlicher Dank gilt dem Künstler Gerald Brettschuh in Graz für die Erlaubnis, das wunderbare Aquarell »Frau im Spiegel« für die Umschlaggestaltung verwenden zu dürfen. Ebenso bedanken wir uns sehr bei der Eigentümerin des Bildes, Frau Ingrid Walluschek-Wallfeld.

Rike Springer

Geistreich und Wandel

Roman

Mirabilis Verlag

In Erinnerung an Albrecht.

Die Küchenphilosophin

Die Frau steht an der Kücheninsel und umringt zusammen mit der illustren Gästeschar den Prosciutto. Sie fleht innerlich: »Bitte nicht das Flüchtlingsthema. Ich könnte jetzt einen Herzanfall vortäuschen und mich davonstehlen.« Dabei nickt sie freundlich. Sie ist hier verkehrt. Sie denkt darüber nach, dass jeder Mensch bei natürlicher Geburt verkehrt auf die Welt kommt und dass alle Bilder verkehrt auf den Netzhäuten landen und somit die Welt schon von Anbeginn verkehrt ist. Dann erscheinen Bilder von Fledermäusen im Kopf, die den Großteil ihres Daseins verkehrt zubringen, und sie sieht sich einsam an der Decke hängen, neben dem Lobmeyr-Designer-Luster direkt über der Antipastiplatte. Jetzt dreht sich das Bild und sie sieht alle Gäste als Fledermäuse von der Decke hängend und sich selbst ganz allein am Boden stehend neben dem Teller, der schon halb leergegessen ist.

Die Gastgeberin ist gut gelaunt. Sie beugt sich elegant über die Insel und schnappt sich schwungvoll den Teller. Nun surrt fast lautlos das Schwungrad der roten Hochglanz-Prosciutto-Schneidemaschine und weitere hauchzarte Blätter gleiten von der Schweinshaxe herab.

»Dieses Gerät kostet bestimmt mehr als mein Auto«, denkt die Frau. Ihr wird übel beim Anblick des rohen Fleisches. Sie biegt sich ins Hohlkreuz und hält sich den Handrücken vor den Mund. »Entschuldigen Sie bitte«, sagt sie zu der Dame, die eine Meinung zum Flüchtlingsthema hat, und rettet sich ins Badezimmer. »Viel besser als ein Herz-Zickzack«, denkt sie und übergibt sich

kopfüber in eine originelle Kloschüssel. Wieder verkehrt herum. »Übergeben und nehmen«, denkt sie sich und nimmt sich vom Klopapier. »Man kommt auf die Welt und bewegt sich immer weiter fort von der Geburt, bis man sich gar nicht mehr auskennt.« Sie wäscht sich das Gesicht mit eiskaltem Wasser und streicht ihr schwarzes Welcome-Refugees-T-Shirt mit feuchten Händen glatt. Von hier ist es ein Leichtes, sich ungesehen aus dem Haus zu stehlen. Niemand würde sie vermissen, und später wird sie behaupten können, die Party um kurz nach Mitternacht verlassen zu haben. Dafür sind mehr als genug Gäste anwesend. Am liebsten lief sie nun zu Fuß durch die Nacht nach Hause, aber sie hat ihre hohen Schuhe an.

Sie ruft ein Taxi. Als sie auf der Hinterbank der Limousine versinkt und der Blick des Taxifahrers sie über den Rückspiegel trifft, kommen sie sogleich, die Swamp Zombies der Vergangenheit. Na großartig. Jede Taxifahrt katapultiert sie zurück in ihre Erinnerung an den Abend mit dem Flötenspieler, damals im Frühsommer. An dieser Haltestelle hatte er gestanden, allein, mit hochgezogenen Schultern, die Flöte unterm Arm. Sie hatten sich gerade erst kennengelernt. Als sie ihn sah, hatte sie den Fahrer gebeten anzuhalten und das Fenster des Wagens geöffnet: »Sollen wir dich mitnehmen?« Der Musiker war eingestiegen.

»Frauen mit hohen Absätzen«, denkt sie nun und wirft ihre Schuhe in die Ecke, »haben mich immer eingeschüchtert. Besser, ich schüchtere mich selbst ein, als dass ich mich von der Welt einschüchtern lasse. Dress to impress!«

Endlich war sie in der Mitte ihres Lebens und hatte es als sehr wohltuend empfunden, als sie eines Tages feststellte, dass sie doch jemand war. Alle Unsicherheiten waren zu Gold geworden. Sie waren nichts als Fragezeichen gewesen, die sie zwangen, diese zu hinterfragen. Das hatte sie weitergebracht und daran war sie gewachsen. »Ein Hoch auf die Fragezeichen!«, dachte sie. Sie bemerkte, dass sie einem Lebensabschnitt entwachsen war, als sie damit aufgehört hatte, ihr Leben immerzu mit dem anderer zu vergleichen. Eines Tages hatte sie keine Lust mehr gehabt, irgendjemanden zu bewundern. Sie fand Begegnungen mit Menschen und deren Ecken und Kanten weitaus interessanter. Menschen, die unsichtbare Schrammen mit sich trugen und deren Narben von »Erleidnissen« ihres Lebens erzählten. Die glatten und tadellosen Lebensläufe machten sie stutzig oder langweilten sie zu Tode.

Wenn sie auf Fremde traf, fragte sie nur selten nach Karriere und Beruf, sondern untersuchte die Augen. Da waren Augen des Sommers und des Winters und die, die dazwischen lagen. Die Sommeraugen mochte sie wegen ihrer Leichtigkeit und die Winteraugen mochte sie wegen ihrer Schwermütigkeit. Wenn sie durch den Wald streifte, dann dachte sie über die Welt nach, über sich selbst und über die Dinge, die sie erlebt hatte. Sie sorgte sich nicht mehr um ihre Zukunft und was aus ihr werden würde, ob sie je würde glücklich sein, und das war ein sehr angenehmer Zustand.

Gespräche über Alltägliches ermüdeten sie. Diese Langeweile tat ihr weh, ähnlich wie ihr früher, stillsitzend, die endlosen Schulstunden wehgetan hatten. Sie tauschte mit niemandem Rezepte aus, doch versank gerne in ihrer Beschäftigung in Haus

und Garten. So trug es sich zu, dass die Gedanken ihre besten Freunde wurden. Mit ihnen verbrachte sie den Tag und auch die Nacht, und sie waren immer zur Stelle, wenn sie jemanden brauchte. Auch konnte sie sie, ohne Herzanfälle vortäuschen zu müssen, einfach unkommentiert stehenlassen. Ihre Gedanken waren nie kapriziös und sie verstanden die Frau. Sie war sich selbst eine verwandte Seele geworden. So konnte sie mit sich gut alleine sein. Einsam fühlte sie sich am ehesten unter Menschenmengen.

Manche Gedanken taten ihr sehr weh. Daran hatte sie sich gewöhnt nach all den Jahren. Sie ertrug diese Gedanken inzwischen erhobenen Hauptes und lief ihnen nur selten feige davon. Dazu musste sie die Gedanken überlisten, indem sie versuchte, sie in andere Bahnen zu lenken. Meistens aber kamen sie einer spanischen Armada gleich daher und setzten fest ihre Anker, bis sie abgearbeitet waren.

Schon als kleines Mädchen hatte sie sich mit ihnen zusammen aus dem Staub gemacht. Schwups – durch das Fenster und Hand in Hand raus aus dem Klassenzimmer. Die Geschichten in ihrem Kopf waren weitaus spannender als die Inhalte des Frontalunterrichts. So verträumte sie ihre Kindheit und erträumte sich ihr eigenes Universum. Später aber erkannte sie, dass es für niemanden ein Entkommen gab vor dem echten Leben und dass sie ihren Platz würde finden müssen. Ohne Zauberkraft und unsichtbare Freunde war sie gezwungen, sich mit sichtbaren Themen auseinanderzusetzen, und darin war sie nicht gut.

Aufgrund von schlechten Aussichten auf ein ruhmreiches Leben voller großer Erfolge und goldenem Glanz war sie auf

die Wirklichkeit nicht sonderlich gut zu sprechen. Sie sah es nicht ganz ein, dass sie nicht für eine herausragende Persönlichkeit gehalten wurde, wo sie doch Waldgeist war und zaubern konnte, und so wurde sie zunehmend bockig und trotzig dem echten Leben gegenüber. In ihren Träumen war sie Anführerin von Mädchenbanden und Heldin ihres Epos'. Im echten Leben war sie ein durchschnittliches Kind mit Bubenfrisur und aufgeschürften Knien. Das fand sie ungerecht und sie sehnte sich nach mehr Anerkennung.

Das Mädchen konnte sich für einfachste Dinge über alle Maßen begeistern. Ihr Herz schlug doppelt so wild wie das anderer Kinder. Ihre Leidenschaft war stürmischer, ihre Fantasie lebendiger, ihr Blick flinker. Aus weit aufgerissenen Augen, wie die eines Siebenschläfers, versuchte sie gleichzeitig zu erfassen, was alles wahrzunehmen war. Alle Eindrücke prasselten ungefiltert zugleich auf sie ein.

Mit derselben Willensstärke und Ausdauer, mit der sie ihre eigenen kleinen Ziele verfolgte, ihre eigene Welt erkundete, stand ihr eine *Unwillensstärke* im Wege. Dinge durchzustehen, die ihr kein Vergnügen bereiteten, fremd gesteckte Ziele zu erreichen – daran scheiterte sie kläglich. Die ganz großen Gefühle ... sie nahmen von ihr Besitz in alle beiden Richtungen.

Große Gefühle. Der Flötenspieler hatte damals im Taxi neben der Frau gesessen und gefragt: »Was machst du denn hier, mitten in der Nacht?«

»Freundinnen treffen.«

»War es schön?«

»Nein.«

»Wieso nicht? Es sind ihre Puppengesichter, ha?«

»Du bist böse.«

»Hmm«, sagte der Flötenspieler.

»Es sind ihre selbstoptimierten Leben. Ich bin in schlechter Verfassung. Manchmal setzen mich zu viele Menschen unter Druck. Sag, stimmt es, dass Flötenspieler mit ihrer Flöte zaubern können?«, fragte die Frau, um von sich abzulenken.

»Ja, warum denkst du, spiele ich Flöte und nicht ein anderes Instrument?«

»Na, weil sie leichter zu tragen ist als beispielsweise ein Kontrabass.«

»Hmm«, sagte der Flötenspieler.

Sie saßen nun nebeneinander und schwiegen. Plötzlich fühlte die Frau ihren kleinen Finger an dem des Flötenspielers. Wie ein Blitz durchfuhr sie diese zarte Berührung. Sie fragte sich, ob die Finger absichtlich zueinander gewandert waren. Ihre Unbeschwertheit verwandelte sich augenblicklich in eine diffuse Verunsicherung. Aber die Fingerspitzen der beiden blieben genau da, wo sie waren, und weder sie noch ihre Finger bewegten sich. Zwischen ihnen fand dieser Hauch einer Berührung statt, auf wenigen Millimetern, durch die es strömte wie verrückt.

Was sie also am allermeisten und noch sehr lange beschäftigen würde, war die Frage, wie es überhaupt möglich war, dass eine so winzige Berührung so ein stürmisches Feuer in ihr auslösen konnte. Sie stellte sich vor, wie der Flötenspieler ihren Rock hochschieben und sie zwischen den Schenkeln berühren würde. Seine

Finger würden nun sanft und langsam höher wandern, sie würde die Augen schließen, vor Lust den Kopf in den Nacken werfen und tief atmen.

Als der Flötenspieler später ausgestiegen war, hatte er zum Abschied gesagt: »Falls du etwas brauchst für dein Sommerfest, dann lass es mich wissen.«

»Deine Flöte sollst du mitbringen«, sagte die Frau.

»Eher friert das Meer zu«, antwortete der Flötenspieler.

Da froh das Meer zu. Und so war es gekommen, dass sie den Flötenspieler interessant fand, denn er war irgendwie merkwürdig und die Berührung denkwürdig. So etwas weckt doch Interesse! Diese sonderbare Person hatte sich so quasi als merk- und denkwürdig erwiesen.

Der Taxifahrer sah sie über den Rückspiegel an. Sie schob ihren Rock zurecht und fühlte sich ertappt.

Bruch in der Biografie

Die Frau organisierte das Sommerfest, zu dem auch der Flötenspieler kommen würde. Es bereitete ihr größtes Vergnügen, Feste auszurichten. So richtete sich alles nach außen und der oft ermüdende Blick ins Innere hatte Urlaub. Sie konnte aufkochen in allen Farben und tagelang ihre Gedanken lustvoll auf die Vorbereitungen lenken. Wenn sich störende Gedanken aufspielten,

konnte sie sagen: »He, ich habe zu tun!«, und sie somit stehenlassen.

Sie musste für die Planung kaum ihr Haus verlassen und zu Hause fühlte sie sich immer am sichersten. Diese Sicherheit war Voraussetzung dafür, dass sie über sich hinauswachsen konnte, und sie liebte es, über sich hinauszuwachsen. Sie war gierig danach, in diesen kreativen Fluss zu gelangen, der einen mitriss und glücklich machte, und immer aufs Neue erfreut über die eigene Begeisterungsfähigkeit, die sie dann überkam. Sie schaffte es mit Leichtigkeit, etwas zu erschaffen, sobald sie sich der Welt und ihren Anforderungen gewachsen fühlte. Eine Atmosphäre von einzigartiger Behaglichkeit für die Gäste erschuf sie und lukullische Sinnesfreuden.

Während all der Vorbereitungen dachte sie dieses Mal allerdings weniger an die Behaglichkeit, sondern nur an den Flötenspieler. Sie summte unentwegt. Wer hätte nach ihrer ersten Begegnung ahnen können, wie spannend dieser Mann war.

Er war in die Stadt gekommen, um im hiesigen Ensemble zu spielen. Sie hatte ihn kennengelernt, als sie zeitgleich beim Psychiater gewesen waren. Er hatte am Wasserspender gestanden und sich mit den Plastikhebeln der Wasserhähne geplagt. Als sie ihm zu Hilfe gekommen war, hatte er sie schroff angeherrscht: »Danke, aber ich brauche Ihre Hilfe nicht. Ich mag zwar verrückt sein, bin aber kein Idiot.«

Die Ordinationshilfe hatte mahmend über den Rand ihrer Brille zu ihm geblickt: »Hier sind alle verrückt, aber doch einigermaßen höflich.«

Gleichzeitig hatten sie die Ordination verlassen. Als er ins Freie getreten war, war knapp vor der empörten Frau die schwere Eingangstüre ins Schloss gefallen. An der Straße hatte die Frau dem Mann zugerufen: »Es gibt auch verrückte Idioten!«

»Ja, das ist sehr wohl möglich«, hatte der Mann abwesend gemurmelt.

Da hatte sich die Frau augenblicklich fürchterlich gefühlt. »Obwohl«, hatte sie daher versöhnlich hinzugefügt, »jetzt erscheinen Sie mir plötzlich ganz friedlich. Also doch bloß verrückt.«

»Hmm«, hatte der Flötenspieler gebrummt.

Ein Judasbäumchen blühte. Das einzige Bunte an diesem Tag.

Ein weiteres Mal begegneten sie sich zufällig, da war es schon warm geworden. Und als der Löwenzahn seine Schirmchen auf Reisen schickte, da schlenderte die Frau über den Marktplatz. Sie streifte mit ihren Händen über die Blumen und sog den betörenden Duft über ihre Handflächen ein. Ringelblumen und ihr eigenartiger Geruch, der sie an den Duft von Cannabis erinnerte. Wie konnte das denn sein, dass ihre Hand diesen Duft aufnahm und wieder abgab? Zauberhände. Und wohin verschwand ein Duft, wenn er sich in der Luft aufzulösen begann? Düfte, sie verwandelten augenblicklich ihre gesamte Umgebung. Eine unsichtbare Kraft, die Erinnerungen heraufbeschwören konnte. Eine unverwechselbare Mischung aus Suppenwürze, kaltem Rauch, Hand- und Schuhcreme, und ihre Großmutter war – schwups – wieder auferstanden von den Toten. Man konnte sich Menschen sowie Stimmungen herbeizaubern, allein mit dem

richtigen Duft. »Da gibt es bestimmt jede Menge unentdeckter olfaktorischer Naturtalente unter uns«, überlegte sie. Aber wie erkennt man ein solches Talent? Man würde doch nicht darauf achten, ob sein Kind dafür eine besondere Begabung hatte. Wie entsetzlich auch, wenn man nun ein großes Sprachtalent war mit überdurchschnittlichem Sendungsbewusstsein, aber stotterte. Entdecktes Talent allein genügte auch nicht. Alles musste zusammenpassen. Die Frau schlenderte weiter.

Oft spielte sie sich an den Rand ihrer sensorischen Wahrnehmungen und dachte: »Und jetzt an diesen Rand einen weiteren Rand hinzufügen. Das wärs!«

Jetzt sah sie den Flötenspieler am anderen Ende des Platzes. Er lehnte an einem Stehtisch, ein Bein angewinkelt über das andere geschlagen. Hastig verschlang er eine Wurstsemmel, dabei blätterte er gelangweilt durch eine Zeitung. Rasch blickte sie weg, denn sie wollte ihn nicht in Verlegenheit bringen. Würde er sie bemerken, wäre ihm womöglich im selben Augenblick sein geringes Essverhalten bewusst. Sie konnte es nicht leiden, Menschen zu ertappen. Die Verlegenheit anderer schmerzte sie.

Sie kaufte sich regionale Kirschen um ein kleines Vermögen und naschte sie genüsslich. Duft sowie auch Geschmack konnten einen an Orte versetzen. Der Geschmack der süßen Früchte verfrachtete sie zu ihren Freunden, den gastfreundlichen Amseln, auf den Kirschbaum ihrer Jugendzeit im elterlichen Garten.

Damals hatte sie sich eine Krone aufgesetzt, den ganzen Juni über im Kirschbaum gesessen und mit den Amseln geplaudert, die mit ihr schimpften und gar nicht einsehen wollten, dass

ein Menschenkind sich einfach mit Hilfe einer Leiter Zutritt in ihren Baumwipfel verschaffte. Sollten die Menschen doch bleiben, wo sie hingehörten. Sie erklärte den lamentierenden Vögeln, dass sie da unten aber auch nicht hingehörte, und das sahen die Amseln dann ein. Im Juli stieg sie wieder vom Baum. »Endlich ist die weg«, sagte eine der Amseln, die sich weiterhin gestört gefühlt hatte von dem Mädchen, viel zu hoch oben in der Baumkrone.

Amseln hielt sie für die unterschätztesten Sänger unter all den Vögeln. Nichts war schöner, als in der Abenddämmerung einer Amsel bei ihrem Konzert zuzuhören. Dabei war ihr Geträller bloßes Revierverhalten. Wer noch in der Tierwelt lässt sich wohl von schönem Gesang aus einem Revier vertreiben? »Oh, wie der Kollege hübsch singen kann!«, denkt sich ein eingeschüchterter Rivale aus dem Nachbarsgarten, lauscht ein wenig und wagt sich vor Ehrfurcht um keinen Flügelschlag näher heran. Ja, so musste es wohl sein. Wie schön, wenn der Mensch sich auch auf diese Weise andere Menschen vom Leibe halten könnte, anstatt mit Gewaltandrohungen.

Jemand stupste sie plötzlich von hinten an. »Schmeckt's?«, fragte der Flötenspieler ganz dicht an ihrem Ohr.

Die Frau drehte sich zu ihm, und so brachte er sie sogleich in Verlegenheit. Denn der süße Kirschsaft rann ihr vor Schreck links und rechts aus dem Mund. Ganz nahe bei ihr stand er nun, der Flötenspieler. Ein angenehmer Schauer machte sich bemerkbar. Die Frau wischte sich hastig mit dem Ärmel den Mund ab. »Kirschen«, sagte sie, »muss man im Juni essen, bis

man platzt. Denn wie sonst kann man es den Rest des Jahres ohne sie aushalten?»

»Das ist doch aber das Schöne daran. Die Phänologie in unseren Breiten, die ist schon etwas Herrliches. Vorfreude rund ums Jahr.« Der Flötenspieler war in guter Laune und ohne knorrige Attitüde kaum wiederzuerkennen.

»Die ... was?«, dachte sich die Frau, doch sie nickte bloß überschwänglich.

»Da Sie mir schon über den Weg laufen, möchte ich die Gelegenheit nutzen, um mich bei Ihnen für mein Benehmen damals beim Arzt zu entschuldigen«, sagte er. »Bitte verstehen Sie, ich hasse es, dass ich da hingehen muss und alles, was damit zu tun hat. Sogar den Wasserspender hasse ich abgrundtief, wie Sie unerfreulicherweise mitbekommen mussten«, erklärte er ihr.

»Ich bin überrascht, dass Sie sich noch an mich erinnern. Sie haben einen sehr abwesenden und verstörten Eindruck auf mich gemacht.« Schon war sie ihm zu nahe getreten, das konnte sie an seiner Mimik ablesen, und so fügte sie rasch hinzu: »Hassen ist aber ein großes Wort für einen unschuldigen Wasserspender. Seien Sie doch künftig etwas gnädiger mit Wasserspendern. Die tun doch nichts weiter, als Wasser zu spenden.«

»Ja, da haben Sie wahrscheinlich recht. Ich war ungerecht zu ihm. Womöglich kann er mit solchen Anfeindungen schlecht umgehen.«

»Natürlich. Sonst wäre er wohl nicht beim Psychiater gelandet.«

»Stimmt«, meinte der Flötenspieler, umgeben vom Glanz der Fröhlichkeit.

»Vielleicht sollten Sie das Gefühl einfach überwinden, sich als Versager zu fühlen, nur weil sie psychiatrische Hilfe in Anspruch nehmen müssen. Dann bräuchten Sie Ihren Frust darüber nicht an anderen auszulassen.« Schon wieder war sie etwas zu weit gegangen.

»Aha, eine Küchentherapeutin!«

»Ja, danke. Und auch eine Küchenphilosophin, wenn Sie so wollen. Und überhaupt sehr geschickt in der Küche.«

»Soso. Es war mir gar nicht bewusst, dass ich mich für einen Versager halte. Aber wenn Sie das sagen, wird es wohl so sein. Obwohl ... Sehr viel wahrscheinlicher ist doch, dass es mir schlicht und ergreifend schade um meine Zeit ist.«

»Nun, die Wahrheit liegt immer dazwischen.«

»Wie auch immer ...«

»Es ist doch nichts dabei, der Wahrheit ins Antlitz zu blicken.«

»Und wozu sollte das denn gut sein?«

»Na, das Unterbewusstsein behält sonst die Kontrolle über einen. Ganz einfach.«

»Hm.«

»Nun, wenn man die Kontrolle über sein Leben wieder erlangen möchte, dann sollte man als Erstes damit anfangen ...«

»Ich werde es mir hinters Ohr schreiben«, unterbrach sie der Flötenspieler. »Darf ich Sie jetzt auf ein Wasser einladen oder nicht? – Eines aus einem echten Glas und mit Wasser aus einem echten Wasserhahn?«

Und so saßen sie und tranken viel Wasser, und als sie am Abend noch immer Wasser tranken, da hatte die Frau Bauch-

schmerzen wegen der vielen Kirschen und des vielen Wassers. Da wusste die Frau auch schon, dass er ein Flötenspieler war, dieser launische Mann. Und sie wusste schon, dass der Flötenspieler seine Frau verloren hatte. Erst kürzlich. Das war ihm voll und ganz bewusst, zu jeder Minute des Tages und nachts, wenn der Schlaf auf sich warten ließ. Es war der monumentale Zusammenbruch in seiner Biografie. Ihr Zusammenbruch lag schon Jahre zurück.

Der Holländer

Der Holländer und sie hatten sich am Gletscher kennengelernt. Sie absolvierten mitten im Sommer einen Lehrgang zum Ski-lehrer. Erst gegen Ende des Kurses war er ihr aufgefallen, seine zurückhaltende Art. Er und sein Freund gaben sich nicht sonderlich interessiert an den Teilnehmern des Lehrganges und blieben gerne unter sich. Erst am letzten Abend schlossen sie sich der Gruppe an, um im Dorf gemeinsam den Abschluss zu feiern. So kamen sich die Frau und der Holländer näher. Das war so lange her, dass dazwischen ein ganzes neues Leben lag.

Beide standen sie nun da, jeder mit einem Hammer in der Hand, als Gewinner am Holzblock, in den man Nägel einschlug. Wer danebenhämmerte, musste trinken und schied sofort aus. Wer den Nagel versenkte, hatte gewonnen. So ging es reihum, die ganze Nacht im Kreis. Es wurde gehämmert und getrunken.

Die beiden bemerkten spät, dass der Rest der Truppe bereits in die Unterkunft zurückgekehrt sein musste, derart vertieft waren sie ins Versenken der Nägel und in die Gemeinsamkeit.

»Verdammt, wie kommen wir denn nun zurück?«, fragte sie den Holländer.

»Autostopp«, sagte er.

Sie stellten sich an die Straße und warteten. Die Bundesstraße war um diese Zeit kaum frequentiert.

»Niemals denke ich etwas zu Ende«, beschwerte sie sich über sich selbst und fror.

»Aber das ist doch das Lustige daran«, sagte der Holländer. »Wenn man zusieht, was mit einem passiert. Man begibt sich eine Ebene höher und beobachtet sich dabei.«

Und in diesem Moment kam ein Wohnmobil um die Kurve.

»Siehst du, lustig!«, sagte der Holländer. Und sie beobachteten sich dabei, wie sie einstiegen.

»Ihr könnt mitfahren, aber ihr müsst hinten aufs Bett. Hinlegen und Schuhe ausziehen, und wehe, ihr kotzt«, sagte der Reisende. »Als ich so jung war wie ihr, war ich auch per Autostopp unterwegs«, schwelgte er noch vor sich hin, aber der laute Motor verschluckte bereits seine Stimme.

So lagen sie also mit Socken auf der Liegefläche des Wohnmobils und fuhren durch die Finsternis. Ihre Fingerspitzen berührten sich zart und dabei geschah in dieser Nacht, die sich bereits zum Tage hinneigte, noch ein Wunder. Es war die mystische Unterhaltung zweier junger Seelen, die einander ihr Leben erzählten, reduziert auf Wesentliches. Ein verbaler Austausch in derselben Sprache, einer Sprache, die nur die beiden verstanden.

Eine tiefe Verbindung, ein Verstehen und ein warmes Verständnis füreinander und eine übergroße junge Liebe. Sie besprachen viel auf dieser Fahrt. Sie benannten und erkannten dieselben Sehnsüchte und Hoffnungen und Erwartungen an ihr junges Leben.

Sie fühlten und fürchteten dieselben Ängste und Leidenschaften. Sie schwärmten im Allgemeinen und im Konkreten über Musik und die Zauberkraft der Melodien.

Das alles geschah in zwanzig Minuten. Sie wäre in diesem Wohnmobil mit diesem Holländer auch gerne um die ganze Welt gefahren. Wenn etwas richtig ist in der Liebe, ist alles ganz leicht.

Später im Sommer trafen sie sich auf der Alm wieder. Da lagen sie mit Bergschuhen, Schulter an Schulter an den Rücken einer gemütlich widerkäuenden Kuh gelehnt, auf einer Weide in sternenklarer Nacht. Die Glut des Lagerfeuers tanzte ihre wilden Tänze, schlängelte und zischte. Sie schwoll an und nahm sich wieder zurück in roter und blauer und weißer Farbe. Aber es war ein zweckloser Tanz um die Aufmerksamkeit der beiden. Sie schauten in den Sternenhimmel, in die Unendlichkeit, und erzählten und machten Pläne für ihr junges Leben. Beide ließen sich in großer Vertrautheit nach innen fallen. Am Tag zischten ihre heißen Füße im eisigen Bach und mit gereckten Hälsen richteten sie ihre gebräunten Gesichter mit allen Sommersprossen in die warme Sonne.

Im darauffolgenden Winter verabredeten sie sich erneut. Sie verbrachten ein paar Tage im Schnee, gaben sich dem Rausch

ihrer Liebe und dem der Geschwindigkeit hin, stürzten sich aufeinander und auf Skiern ins Tal. Ihre letzte Abfahrt, sie war die wildeste, endete mit einer weiteren Verabredung im Februar. Doch die hielt er nicht ein, der Holländer.

Er starb am Tage vor dem vereinbarten Wiedersehen, erstickt unter einer Lawine. Wie laut so ein weicher Schnee doch ist! Getöse und ein Dröhnen, ein Krachen und ein Sturmwind, den die Lawine vor sich hertrieb. Die alles erfassende Wucht, Urgewalt, lärmende Walze, brennender Schmerz, der Schock und die Ohnmacht, dann nur noch Stille. Unerträgliche Stille, fast wie Hohn. Davor und danach liegt die Ewigkeit. Dazwischen lag ein viel zu kurzes Leben.

Nach dem Wassergelage lud der Flötenspieler die Frau zu seinem nächsten Flötenkonzert ein. Sie verabschiedeten sich und schwappten nach Hause.

»In mir plätschert es wie in einem Wasserbett«, dachte die Frau und stöhnte ein bisschen.

Konzertkarten für die erste Reihe hatte der Flötenspieler für sie zurücklegen lassen. Die besondere Art, wie er sein Instrument hielt, wie er es spielte und wie er der Flöte die Töne entlockte, versetzte sie in Erstaunen. Er spielte nicht, er wurde selbst zu Musik. Er verschwand dabei ganz von der Bühne. Es war das erste Mal, dass sie ihn spielen hörte, und das erste Mal, dass Flötenmusik sie so verzauberte. Sie verstand nun die Mystik der Flöten. Egal, ob Mozarts Zauberflöte, die Flöten aus den Märchen und Sagen, der Schlangenbeschwörer oder der Flöte spielende Gott Krishna. Die

besondere Bedeutung der Flöte ergab plötzlich Sinn.

Im Anschluss an das Konzert schlenderten sie gemeinsam durch die Altstadt und landeten in einer Bar.

Der Flötenspieler war belesen und klug und die Frau fühlte sich davon angezogen, doch gleichzeitig ärgerte sie sich ein wenig darüber. »Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz ...«, dachte sie.

Die beiden unterhielten sich über den Goldenen Schnitt in der Natur. Der Flötenspieler erklärte ihr die Fibonacci-Spirale. Ein strenges mathematisches Additionsgesetz, ein Bausatz, dem die Natur folgte und der überall auftauchte, wohin man blickte: vom Schneckenhaus angefangen über die Blattanordnung in der Botanik. Mathematik auf der Blumenwiese. Auch die Anatomie des menschlichen Körpers unterlag diesem geometrischen Prinzip, dem Goldenen Schnitt. Sie suchten nach Beispielen von Spiegelsymmetrien, denen sich Natur, Kultur und Technik unterwarfen. Fibonacci-Zahlen fand man im Instrumentenbau, um dem Resonanzkörper einen besonderen Klang zu entlocken. Melodien waren erst klar und konstant, wenn das Schwingungsverhältnis der Frequenzen stimmte. Kompositionen von Béla Bartók bedienten sich ebenso der Fibonacci-Folge. Geometrie und Mathematik, wo man nur hinsah, auch wenn man das nicht wahrhaben wollte als Mystikerin.

Der Flötenspieler erzählte der Frau Anekdoten von seinen zahlreichen Reisen. Er erzählte von Syrien, wo Damaszener ihre Schlüsselanhänger beim Bäcker zurückließen, anstatt selbst auf ihr Brot zu warten. Währenddessen gingen sie lieber Anis-tee trinken oder besorgten Lorbeerseife für ihre Frauen. Ach,

du unseliges Syrien! Er erzählte voller Begeisterung von alten Liebesliedern, die schon vor der Geburt Christi entstanden waren, und von den letzten Resten dieser Schriften, die erst im vergangenen Jahrzehnt auf Einwickelpapier von Mumien entdeckt worden waren.

Die Frau hing an seinen Lippen. »Wo hast du das denn gesehen?«, staunte sie.

»In Köln«, meinte der Flötenspieler platt.

Sie empörten sich beide über die Überreglementierungen der Regierungen, die den Menschen kein Mitdenken mehr zutrauten: Bürger wurden zunehmend vom »Zutrauensgrundsatz« ausgenommen.

»Gelungenes Wortspiel!«, fand er vergnügt.

Sie staunten über die wundersame Metamorphose, die ein Mensch während seines Lebens aufgrund seines Berufes durchlief, und versuchten zu erraten, welche Vertreter welcher Berufsgruppen um sie herum in der Bar waren. Sie waren sich einig, dass man einen Sticker, Kürschner, Säckler oder Weber selten kennenlernte, und wenn einem einer vorgestellt werden würde, dass man gerne mehr über diese Person erfahren wollte als über einen Steuerberater.

Und sie sprachen auch über andere seltene Berufe, und wieder dachte und erwähnte die Frau, dass es zu bedauern war, dass die meisten ausgefallenen Talente mit sehr großer Wahrscheinlichkeit ein Leben lang unentdeckt blieben. Es müsse doch ein Vergnügen sein, wenn man die Gabe dazu hätte, genau diese Talente in jedem Menschen zu lesen wie ein Hexer oder eine Zauberin. Man würde auf offener Straße auf die Menschen zugehen

und sagen: »Entschuldigen Sie bitte, aber ich erkenne, dass Sie überdurchschnittlich begabt sind für die Blasrohrjagd.«

Sie kicherten und fanden alles witzig, so wie Kinder, die sich über Neuartiges lustig machten. Zu kichern wie Kinder, sich selbst ganz unverfälscht nahe zu sein. Die Ausgelassenheit machte die Frau froh und sie fühlte sich jung. Schon ewig hatte sie keine so vergnügliche und anregende Unterhaltung geführt. Ihr wurde schlagartig bewusst, wie sehr sie das vermisst hatte. Vor allem diese Vertrautheit, die sich durch eine gute Unterhaltung automatisch einstellte. Sie seufzte beglückt und fragte, ob er es nicht auch schön fände, einmal wieder etwas aus der Bahn zu geraten. Da meinte der Flötenspieler vehement: »Nein, eher möchte ich schleunigst wieder auf Schiene«, und wurde dabei ernst. Das machte sie verlegen und so wechselte sie rasch das Thema.

Aber es war zu spät. Ihr war bereits klar, was sie angerichtet hatte. Der Flötenspieler war augenblicklich nicht mehr vergnügt.

Es war schon sehr spät geworden und er begleitete die Frau noch ein kleines Stück. Sie redeten nicht mehr, sondern hörten einander schweigend zu. Zum Abschied sagte der Flötenspieler: »Das war nett. Irgendwie scheint es, als hätten wir dieselben Desinteressen.«

Die Frau wusste nicht, wie das gemeint war. Sie hatte nur diese angenehme Verbundenheit gefühlt. So etwas glich einem gemeinsamen Tanz, einem *Resotanz* quasi. Aber diese Vertrautheit, die fühlte sie bestimmt nicht aufgrund von Desinteressen.

Schon in dieser Nacht träumte die Frau das erste Mal vom Flötenspieler.

In diesem Traum bin ich es, die Flöte spielt. Ich blicke auf die Noten, doch das Notenblatt ist leer. Nur die jeweils zu spielende Note erscheint und verschwindet vor dem Erscheinen der nächsten Note mit einem »Plopp«, wie eine Seifenblase. Kaum ist eine Note da, ist sie auch schon wieder verschwunden. Ich hab allergrößte Mühe, im Traum der Musik zu folgen. Ich versuche, die Noten einzuholen, aber sie sind immer schneller. Es ist ein Hinlangen nach der Musik, und ich selbst, mit Beinen schwer wie Blei am Parkettboden des Konzertsaals festgehalten, komme nicht vom Fleck, kann ihnen nicht nachspringen. Die Musik scheint mir zu entgleiten. Am Ende des Konzertes stürme ich voller Erregung auf den Flötenspieler zu und schildere ihm die wilde Verfolgungsjagd. Dabei plappere ich aufgeregt und voller Leidenschaft über mein Flötenspiel. Der Flötenspieler reißt mich aus meiner lebhaften Schilderung, indem er mich am Arm packt und gegen die Wand drückt. »Das hier ist kein Spiel, sondern ein Konzert. Verstehst du das?«, knurrt er ernst und lässt von mir ab. »Und was jetzt? Gehen wir etwas essen?«, fragt mich dann der Flötenspieler. »Ich habe nach einem Konzert immer Hunger, ich könnte ein Pferd verdrücken.«

Als die Frau aus ihrem Traum erwachte, war ihr klar, wie sehr sie die Musik begreifen wollte und wie der Flötenspieler sie viel zu sehr begriff. Das Gefühl der Verbundenheit war aber abgeflaut. Sie dachte: »Dieser Flötenspieler ist so erwachsen und ernst. Wo steckt bloß das verlorengegangene Kind in ihm?«

Die kleine Hausmaus sagte zur Frau: »Warte es ab. Das war erst der Anfang.«

Zum Sommerfest hatte der Flötenspieler seine Flöte tatsächlich mitgebracht. Es herrschte strahlendes Sommerwetter. Die Gäste unterhielten sich vergnügt und ließen sich kulinarisch gerne verwöhnen. Die Frau lief umher, sah nach dem Rechten und hielt alle Gespräche freundlich, aber kurz. Der Flötenspieler stand im Schatten eines Baumes, aß die Häppchen vom Buffet viel zu schnell, als dass er sie hätte genießen können, wirkte aber zufrieden.

»Du bist heute scheinbar in allerbesten Laune«, sprach sie ihn über die Schulter hin vergnügt an.

»Das täuscht«, sagte der Flötenspieler.

Die Frau schnappte sich seine Sonnenbrille, um in seine Augen blicken zu können. »Nein, tut es nicht«, sagte sie dann und steckte sich seine Brille in ihr Haar.

In der Mitte des Parks war eine Feuerstelle gerichtet. Darüber hatte die Frau einen Kessel gestellt, gefüllt mit Wasser, in dem Lavendelblüten schwammen. Ihr Duft hüllte die ganze Wiese ein.

Als alle Gäste gegangen und alle Amseln schon fertig waren mit ihren Verteidigungshymnen, da war es der Flötenspieler, der noch auf der Wiese neben diesem Kessel saß. Er spielte auf seiner Flöte so wunderschön, dass sich die Amselmänner innerlich fürchterlich aufregen mussten. Sie empörten sich so sehr über die Schönheit der Melodie, dass sie gleich ein paar Bäume weiter auf noch etwas mehr Abstand gingen. Die Frau aber kam näher,

streifte ihre Schuhe ab und ließ dann ihre müden Füße durchs feucht gewordene Gras wandern. Sie lauschte gebannt der Melodie der Flöte.

Das Flötenspiel war von süßer Melancholie. Die Töne schwebten weich ins Innere der Frau und wiegten sie sacht. Der Flötenspieler war mit der Musik in sich hineingefallen und verschwunden, aber sein Spiel war bei ihr geblieben und umtanzte und umwarb sie. »Verrückt«, sagte sie nach einer Weile. Es war das zweite Mal, dass sie ihn spielen hörte. Wieder empfand sie eine tiefe Vertrautheit und Zuneigung.

Der Flötenspieler öffnete seine Augen und war nun wieder anwesend. Seine traurigen Winteraugen waren gefüllt mit Tränen, fast zum Überlaufen voll. »Ja«, sagte er, »man kann es nicht anders nennen.«

»Dein Spiel hat mich so berührt«, sagte die Frau.

»Ich habe nicht für dich gespielt«, sagte der Flötenspieler. »Es war ein leiser Abschied. Liebe hat einen hohen Preis. Sie ist nicht verhandelbar. Sie lässt nicht mit sich diskutieren. Sie ist alles. Sie ist die Essenz und sie ist sich dessen bewusst. Sie lässt es nicht zu, wenn man sie verbiegen will. Sie hört sich dein Jammern nicht an. Sie kümmert sich nicht um dich und nicht um den Tod.«

»Das weiß ich doch«, sagte die Frau leise.

Dann zog er weiter. Die Frau blieb zurück und auch seine Brille. Die Träume fingen gerade erst an.

Töne im Kopf

Es war Winter geworden. Die Frau legte sich schlafen, die Schultern hochgezogen bis zu den Ohren. Draußen klirrte die Kälte und sie fühlte sich steif gefroren, ohne zu frieren. Kaum hatte sie die Schultern wieder entspannt, brauchte es nur ein kurzes Weilchen, da hatte sie sie wieder unbemerkt nach oben gezogen. »Meine Schultern lassen mich hängen, indem sie sich nicht hängen lassen«, dachte sie.

Da ließ ein heranbrausender Windstoß eine der Fensterscheiben klirren und sie kuschelte sich noch fester in ihre Bettdecke. Sie stellte sich vor, sie wäre umhüllt von Schnee und nun müsse sie nur noch auf den Frühling warten. Der würde sie mit der Schneeschmelze wieder freigeben, so wie die ersten Frühlingsknotenblumen.

Aber am nächsten Tag war es noch nicht Frühling geworden. Sie schlüpfte in die Holzpantoffeln und stapfte zum Vogelhaus. »Ihr zwitschert und macht euch einen Spaß, als ginge euch der Winter nichts an«, sagte sie zu den Haubenmeisen und den Kohlmeisen, zum Erlenzeisig, zu den Grünfinken und dem eiteln Stieglitz, der sich selten blicken ließ. Ein kleiner Trupp von Schwanzmeisen machte kurz seine Aufwartung. Deren weiße Köpfchen fand die Frau zu niedlich. »Und wohin hat es das Rotkehlchen heute verschlagen? Die Körner schmecken immer besser bei den Nachbarn, nicht?« Aber da kam das Rotkehlchen zugleich mit den Buchfinken und sie ließen freundlich vom Zaunkönig grüßen.

»Ich komme mir vor wie das Schneewittchen«, dachte sie vergnügt.

In Wahrheit mochte sie aber das Schneewittchen nicht sonderlich, weil sie der Meinung war, Märchen stellten das Gute und das Böse zu wenig differenziert dar. Sie fand, dass Schönheit es gewohnt war, ohne jedes Zutun jedermanns Sympathie zu erlangen. Und wie einen glänzenden Pokal trug man sein Schönsein vor sich her, dabei war es weder Verdienst noch Tugend. Sie hatte sich schon eigene Geschichten ausgedacht. Biografien der bösen Schwestern, der Stiefmütter und der Hexen, um zu ergründen, wo ihre Boshaftigkeit herrührte. Sie war sich sicher, durch Aufarbeitung der schlimmen Erfahrungen unter professioneller Anleitung wären im Grunde alle nett. Die herzliche Freundlichkeit der schönen Prinzessinnen allerdings, der die Widrigkeiten des Lebens nichts anhaben konnten, kam ihr suspekt vor. Entweder waren sie alle doof oder vollkommen unsensibel. In ihrem Märchen würde der Zauberspiegel der bösen Stiefmutter Folgendes sagen: »Wer die Schönste im ganzen Land ist? Möchtest du das wirklich wissen? Wozu denn? Das interessiert doch keine Sau.« Und Schneewittchen hätte sehr wohl eine Karriere außerhalb des Königreiches, aber nicht als Haushaltshilfe. Und der Jäger würde der bösen Stiefmutter sagen: »Ja, ich kann das Schneewittchen schon kaltmachen, aber das wird deine Probleme gewiss nicht lösen. Du musst schon lernen, dich so zu lieben, wie du bist, und nicht Jugend und Schönheit verherrlichen. So werde mal erwachsen! Mach doch was Nützliches! Etwas, was der Menschheit dient. Das kann sehr erfüllend sein.«

Sie zog sich ihre dicken roten Wollsocken über, schnappte sich ein Buch, legte sich auf ihre Bettbank. Im Hintergrund lief ein Klassik-Podcast. Sie war gerade vollends in ihre Lektüre vertieft, da lenkte die Pauke ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sie ließ ihr Buch sinken und schloss die Augen. Die Musik begann zu zaubern und ließ Sehnsüchte in ihr aufsteigen. Auf einmal spürte sie einen inneren Wunsch, dieser Sehnsucht nachzugehen. Es war kein triebhaftes Verlangen, denn der Trieb, fand sie, war nur ein dringendes und einfaches Bedürfnis. Was sie aber empfand, das war ein Wunsch, ein fixer Gedanke, alle Empfindungen zu fühlen, die sich unter der Schicht der Erregung befanden. Sie wollte das erleben. Eine Art von kreisförmiger Liebe anstelle von Bildern linearer Bewegungen. Sie spürte und sah eine Energie, die nicht nach außen, sondern nach innen ging, die das »Ich« in den Vordergrund rückte. Sich selbst am nächsten zu sein, um sich als über die Norm empfindsame Person wahrhaftig zu spüren. Sie selbst würde in ein Verhältnis gerückt, das sich nur mehr zu sich selbst verhielt. Ihr Körper und ihr Geist würden sich vereinen, durch die mystische Verschmelzung mit der Musik. Das musste göttlich sein. Sie wollte sich als einen sprudelnden Quell, eine musische Inspiration fühlen.

Da malten die Töne schon Bilder im Kopf. Es war Magie, und die erzählte ihr von der Kraft, von Geschrei, berauschter Ausgelassenheit, von Wehmut und sanften Nächten, von Wiedergeburt, von Lust und Sinnlichkeit, und am Ende legte sie das Buch zur Seite und berührte sich selbst. – Was war das für eine *orgasmische* Musik gewesen? Als sie darüber nachgelesen

hatte, war sie amüsiert. Eine Symphonie von Ottorino Respighi, die von stolzen Pinien handelte. Die Geschichte, die sie so erregt hatte, erzählte von der einsamen Wacht der Pinien in der tragischen Landschaft der römischen Campagna. Die Paukenschläge, die ihren Puls zum Wallen gebracht hatten, läuteten das Erscheinen des Konsuls ein. Unter dem Klang der alten Buccinen zog er im Glanz der warmen Sonne im Triumph auf das Kapitol zu. Ihr Klang steigerte sich kraftvoll zum Ende hin. Jede Vibration des Schlages berührte sie erst sanft, dann immer heftiger und wilder, bis zum Höhepunkt. »So wirken die starken Kriegshelden bis ins Heute auf die Frauen«, dachte sie und gestand sich damit ihr Verlangen nach heißer, krautiger Sommerluft und heißen Männern ein. Sie fand das erregend, obwohl sie Pazifistin war.

Sie dachte plötzlich an den Flötenspieler und fragte sich, warum er auf sie so eine männliche Ausstrahlung hatte. Er spielte Flöte und schlug keine Pauke und er schlug nicht mit dem Schwert. Seine Schlacht fand in seinem Inneren statt. Sie wünschte, sie würde ihn wiedersehen.

Schwitzhütte

Später, im Frühsommer, schrieb der Flötenspieler: »Ich bin auf der Suche nach dem Zauber meiner Flöte. Habe ich ihn bei dir gelassen?«

»Ach, du zerstreuter Flötenspieler«, antwortete die Frau, »deine Sonnenbrille ist auf jeden Fall hier. Ich habe von dir geträumt.«

Keine Antwort, kein Nachfragen. Seine Annäherung war ein Feuerwerk, aber die Finsternis danach war ohne Vermächtnis.

Die Frau mochte den Frühsommer am liebsten. Doch dieses Jahr wollte und wollte sie sich nicht erwärmen. So beschloss sie, sich eine Freude zu machen. Sie fuhr aufs Land, um an einem Schwitzhüttenritual teilzunehmen. Die bunte Gruppe von Althippies und jungen Parawissenschaftlerinnen, die sich dort zusammengefunden hatte, amüsierte die Frau.

Es wurde Gemüse geputzt für die Suppe, die sie gemeinsam kochten und die im Anschluss an das indianische Ritual gegessen werden sollte. Der Hof war pittoresk und die Natur schien ringsum aufzuplatzen. Klatschmohn, Kamille und die Pfingstrosen standen in üppiger, barocker Blüte. Es sumnte und surrte, das Leben war unglaublich beschäftigt mit sich und hatte keine Zeit, sonderlich Notiz zu nehmen von diesen Menschen. Es wurden emsig Steine und schwere Äste aus der Umgebung zusammengetragen. Zwischendurch begegnete man sich im Wald und lächelte sich in geschwisterlicher Verbundenheit zu. Bald darauf wurde zum Einstiegsritual getrommelt. Alle standen erwartungsvoll im Kreis, und die Geister des Nordens, Ostens, Südens und Westens wurden beschworen.

Die Frau ließ sich zwar Grüße ausrichten von ihren Gartenvögeln und sie sah Geister und Gespenster, aber das tat sie nur, weil sie Lust darauf hatte. Sie glaubte nicht an Bachblüten oder

Mirabilis Verlag 2022
1. Auflage
www.mirabilis-verlag.de

ISBN 978-3-947857-16-6

Text: © Rike Springer
Umschlagmotiv: »Frau im Spiegel« © Gerald Brettschuh, Graz
Umschlaggestaltung: © Florian L. Arnold
Reprofotografie: Croce & WIR, Graz
Druck: OOK-Press Kft. Veszprém

Alle Rechte bleiben vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlags darf kein Teil des Werkes in irgendeiner Form wiedergegeben, vervielfältigt und verbreitet werden.